

## 1 Teil

### IM GEGENÜBER DAS ANDERE Ufer

**Wo Grenzen an Grenzen grenzen, sind grenzenlos die Gedanken.**

#### I. ZWEIMAL EIN RHEIN

*An der Grenze verändert alles sich schneller, weil es länger unverändert bleibt.*

*An der Grenze entstehen Mundgeschichten, Geschichten, die man sich immer wieder in verschiedenen Varianten erzählt, um sich Mut zu machen.*

*Leonard Österle erzählt in seiner Biographie Glücksvogel von den Umständen seiner Gefangenschaft und Selbstbefreiung aus dem KZ Radolfzell.*

*Sein Lebensbericht erwähnt in einem Seitenzweig den Fluchtversuch eines Unbekannten, der über Feld und Uferwege im Badischen, fern der Dörfer und jeder Stadt, durch den Rhein schwimmend in die Schweiz gelangen wollte und beim Abtauchen ins Wasser - mehr ein stilles aber entschiedenes Hineingleiten - unlösbar im Stacheldraht hängen blieb, weil der Draht heimtückisch entlang dem Ufer metertief unter Wasser von den Deutschen ausgerollt worden war, nur zu dem Zwecke, Menschen zu fangen, wie Fische im Netz.*

*Mit dem Kopf aus dem Wasser ragend, immer in Furcht entdeckt zu werden, nicht von der Stelle kommend, wartete der Flüchtling auf seinen Tod oder ein Wunder, denn der Draht ließ ihn nicht mehr los.*

*Einem rangniedrigen Zöllner auf der Schweizer Seite, dem es aufs Strengste verboten war, Flüchtlinge aufzunehmen oder ihnen gar zu helfen, fiel der Flüchtling in seiner misslichen Lage nur durch Zufall auf Patrouille auf; ein Verlorener aufs Wasser gekreuzigt, der hilflos im Stacheldraht hing und sie tauschten drei Tage lang Blicke.*

Der Zöllner:

1943, das Lichtstahlgrau, frühen Morgens, schritt ich, in Uniform, schob die Ärmel hoch, nackte Unterarme, er hatte ein Gesicht wie Schwindsucht, Deutschland ist ein Friedhof ohne Kirche, aber der da klebte, im Ufer, hatte ein Kribbeln in den Fingern, als ich ihn sah, Krähen in der Luft, und ein Kahn an unserm Ufer, vom Fischer Döbel. Zur Mitte des Flusses gehört er uns, der Fluss, dort, am andern Ufer, im Wasser, war wohl einer, sah ich gleich, auf der Flucht zu uns,

die wir nicht wollen, und glitt ins Ufer, und hakte sich fest im Stacheldraht. Haben es unter dem Wasserspiegel ausgerollt, Stahldraht mit Spitzen und Haken, und die fingen so im Stacheldrahtnetz ihren Menschenfisch, der arme Kerl, zappelte im Rhein, unter einem Schlehenbusch, im Wasser am Ufer, da hing er fest, stand brusthoch im Wasser, der Draht, irgendwie in die Brust eingeschnitten und in den Kopf, ich denke vom Kopf kam er nicht los. Man sollte ihn losschneiden, den Draht von den Schläfen, sonst wird, da, der, ja, was, wenn das Wasser steigt, ertrinken. In dieser Welle Draht, mit denen sie die Ufer sichern, damit niemand hinauskommt, aus dem Grab, dem Fluss, Deutschland, und jetzt, ein Trupp Soldaten, über den Schotterpfad, drüben. Der eine hat den Helm abgenommen, wischt sich die Stirn. Ich seh, sie bleiben stehen am Schlehenbusch, schauen über den Rhein auf mich, warum ich hier stehe und gaffe, und gaffe. Was schau ich,

ich knie nieder und schnür mir die Stiefel. Der verstörte Mann im Draht, die Schritte der Soldaten wohl hörend, da hängt er, halb im Wasser, und würden die ihn sehen, sie würden ihn erschießen, frisch auf der Flucht. Er schaut mich an, der im Wasser, die in der Uniform, oben, sie lassen mich auch nicht los mit ihrem Blick. Der Rhein ist nicht kalt im Sommer. Sein Haar ist rotbraun von dem da. Die Arme werden Steine ohne Blut. Die Soldaten über ihm, sie ziehen jetzt weiter, ich bin ihnen unverdächtig, schnüre meine Stiefel, winke, als sei ich ein Freund. Es müssen keine schlechten Kerle sein, die Schlechten haben auch Gute, die Seltenen, die nach vorne gehen und nichts sehen. Der Mann im Rhein hängt fest im Uferzaun, im deutschen Zaun. Ich seh, wie er mit dem Mund, stumm, wie eine Kuh, die grast und wiederkäut, Worte formt und lässt es nicht sein, das Mahlen mit den Lippen. Er mahlte wie eine Steinmühle, die härtesten Steine zwischen seinen Lippen, das unhörbare „Hilf mir“. Bin ich sein Gott, ein Schweizer Zöllner unter dem Himmel? Die Heuernte beginnt in einer Woche, wie ich ihn anschau, er stummt mich, bittet stumm.

Es riecht nach Milch, nach einer Tasse Milch, hier zwischen den Dörfern, am Uferweg, vom nächsten Stutenhof, 5 Kilometer entfernt, drei Weiden flussaufwärts. Dort ess ich meinen Mittag, ein Brot mit einem Rettich, ein harter Käse. Der hat Hunger auch. Jetzt steh ich da, seit einer halben Stunde und schau ihn, wie ein Bild, das mich zurück ansieht. Es ist uns verboten, auf hohe Strafe, einem Flüchtling oder Flüchtling zu helfen, nein, und über die Mitte des Flusses setzt niemand, es sei denn, er will den Tod hineinlassen ins ganze Land, seinen Fuß, denn die Deutschen warten nur darauf, auf Anlässe, und wir riechen die Tode noch näher dann. Manchmal treibt einer im Wasser, aber der da steckt im Wasser fest, geht nicht unter, steigt nicht hinaus. Er wird erfrieren

in den Nächten, langsam kühlt es ihn aus. Ein Jud, ein Kommunist, ein Russ, wenn man es nur wüsste. Ich könnte auf Französisch rufen, aber wir rufen nicht über die Mitte des Flusses. Ich verschränke die Hände zur Räuberleiter und mache so eine Bewegung als Frage, ob er sich nicht herausheben kann aus dem Rhein, dem Draht. Er schüttelt mit dem Kopf, nein. Er strafft die Schultern, er versucht es, nein. Ich geh wieder, jetzt: die Deutschen kommen zurück. Ich dreh eine kurze Runde, es ist später Mittag. Seine Augen sind seine Stimmen, der Schlehenbusch schirmt ihn ab von den Blicken der deutschen Seite. Ich stell mir vor: durch den Busch ist er auf der Flucht

ins Wasser gekrochen, in der Nacht und wollte tief tauchen, und tauschen Freiheit mit Tod, ließ sich das Ufer hinabgleiten und steckte fest in den Dornen und Haken.

Er blutet nicht mehr, so lange also ist er schon. Er schluckt Wasser. Er schluckt Schmerzen. Der rechte Arm ist ihm soweit vom Draht nach hinten gebogen, als ob er winkt. Und sein Körper, der fiel noch ein Stück nach vorn, sodass es dem Arm beinahe das Gelenk in den Schultern auskugelte. Der rechte Arm ist halb gestreckt, nach hinten, als hätten sie ihn da festgeschlagen mit Nägeln, irgendwie. Er sieht aus wie ein halber Christus, der im Wasser ersäuft, ans Wasser gekreuzigt. Im Wasser treiben Blätter, ein paar kleben an seinem Gesicht. Er versucht, das Gesicht an der Schulter abzustreifen, er blutet aus der Nase. Das Blut hat keine Eile, auch die Sonne sinkt. Das Wasser wird ihn wie einen Brei weichkochen. Mein Vorgesetzter warnt mich streng. Dem sei nicht zu helfen, und ich hätte eine Familie, UND DIESE FAMILIE WÜRDE EINEN, das sagt er in Großbuchstaben, ERNÄHRER VERLIEREN. Ich sei dann jemand, wenn ich dem da helfe, VON DEM ER AM ABEND DEM VORGESETZTEN BERICHT MACHTE, in der Vorgesetztenstube.

DANN WÜRDEN SIE MIR DIE UNIFORM ABREISSEN UND INS GEFÄNGNISS. Das gäbe eine diplomatische Note, einen SCHEISSÄRGER mit den Deutschen. Jetzt, wo man nicht wüsste, wie sich die Schale neigt, zu welcher Seite, verlieren die Deutschen, oder siegen sie. Wie nach einem verlorenen Kind, bin ich am nächsten Morgen der Stelle nachgerannt und sah hinüber. Der alte Kahn lag am Seil, halb ins Ufer gezogen. Ein Sommertag, mit von diesem Sommertag der Viertelmorgen. Die Deutschen gehen um 10 Patrouillen, Aufklärung, keine Flucht in die weiße Schweiz. Jetzt ist es 9. Bei uns ist der Friede wie Gras, er dämpft die Schritte, man hat nur wenig davon und füttert die eigenen Tiere. Seine Stirne hat Schatten, wie Dunkelheit der da im Wasser. Wieder fangen seine Lippen an zu laufen, ich seh den Schlehenbusch. Erst der Frost macht seine Beeren süß. Der Schlehenbusch, wie eine Riesenkrone auf einem Zwergenkopf. Dornen, wohl drei Meter hoch, Schlehen-Dornen, und dort die Dornen aus Draht. Soll ich etwas sagen, ihn rufen?

Wie ruft man einem beim Sterben zu, der noch nicht weiß, an was er stirbt, er wird gefasst, oder ertrinkt, oder die Schwäche zieht ihn fort, dorthin, in den Wurzelschlag der Erde? Er kann keinen Arm bewegen, der linke steckt im Wasser, in den Stacheln. Sie haben den Draht ins Wasser gelegt, einen Meter hoch, röhrengleich, und darin steckt er, als lebende Leich. Sein Arm gefangen, wie ein Fisch im Netz und an den Schläfen auch die Haken. Der Stacheldraht macht uns zu Fischen, das ist seine Natur: den Menschen verändern. Ich seh ihn, den Kerl im Wasser, jetzt ein zweites Mal, wie ein erstes Mal an. Er trägt Fetzen von einem weißen Hemd. Der Kerl flieht mit einem weißen Hemd. Hat er wohl von der Leine gestohlen, das Leinen. Ich weiß, wie das Leben im Dorfe aussieht, an der Grenze, aber den da weiß ich nicht. Dieser Mensch ist wie eine Missbildung in meinem Leben, ich kenne ihn nicht. Jetzt steh ich breitbeinig in meinen Stiefeln, meinen Schweizer Stiefeln, und schau dem Fluss nach, der diesen da umspült, wie ein Stück Holz, das nicht mittreibt, weil es festhängt am Ufer. Morgen reißt der Fluss es los,

Richtung der Mitte, der Tiefe, der... Ich hab noch kein Wort zu ihm gesagt, gefragt, gezogen nur mit Blicken. Ich hab Kinder, eine Frau, die um mich kämpfen würde, die

mich nicht fort lässt, das ist gut. Sie ruft, auch, wenn ich nichts sage, mit Vorsicht. Diese Sorge teilen wir beide um unser kleines Leben. Jeder Tag gefährdet es neu, auch der Tag hat Stacheln. Ich, was würden Frau und Kinder machen? Ich hätte sie selbst auf die Straße gestoßen. Den da mag ich nicht, der mir alles nehmen will. Das Wasser hat keinen Zwischenboden, hätte ich Flügel – vielleicht. Ich sollte beten. Das Wasser riecht irgendwie salzig, der Rhein riecht salzig, wie ein richtiges Meer, dort, wo ich immer hinwollte. Dieser Tag ist mir neu. Die Wellen hämmern Schatten an seine Schläfen. Zwei Soldaten, der eine hat dem andern sein Gewehr in die Hand gedrückt.

Er sucht am Ufer, weil ich hier stehe, schaut um den Schlehenbusch, aber die Zweige bilden dichte weiße Fächer. Der Frost macht die Beeren süß. Da ist nichts, ruf ich, nur ich. Sie suchen weiter, nach was, was ich sehen könnte, und dann gehen sie, die Deutschen, die zwei, jeder mit seinem Gewehr. Und der im Wasser schaut über den Rhein auf mich ein, mit seinen Kopf. Der ist nur noch wie ein Eimer, mit zwei Seitenlöchern, aus denen das Leben strömt. Würde ich den Kahn losbinden, und ich schätze mit vierzig Ruderschlägen, die Deutschen sind geborene Schützen, denn es macht ihnen Spaß. Ich gehe heute nach Hause und frage meine Frau, sie rät mir meinen Vorgesetzten noch einmal zu bitten, es sich auch anzusehen, dieses Es. Ich kann es ihm nicht anders erklären, als mit dem Geschmack von Kuhmilch. Und der Kerl, er sieht aus, wie ein blutiger Fleck auf einer blauen Schürze, um einen Schlehenbusch geschlungen. Ein winziger Risspunkt in einer Fensterscheibe, das ist er in diesem Fluss. DURCH IHN seh ich hinaus, auf etwas, mein Herz ruft, ob er stirbt und war nie mit einer Frau. Das gibt es.

Warum auch hier? Fünfzig Schritte weiter abwärts steht hohes Schilf am Ufer, selbst die Deutschen glauben, dass es jemand, wenn, dann nur dort versuchen kann, in den Rhein zu tauchen. Nicht an dieser kahlen Stelle, wo nur ein Schlehenbusch, Spatzen und Singvögel, die Blicke ablenken. Ich habe eine Idee. Ich tauche mein Brot ins Wasser, ich form es zu einem Brei und forme kleine Kügelchen und die werf ich weit, so dass sie zu ihm treiben. Er weiß, was ich tu, er sperrt den Mund wie ein Fisch, und versucht sie zu schnappen. Hätt ich ein Seil, ich könnte meinen Fang schon an Land ziehen, aber ein Seil kann keine Zange spannen, den Draht nicht aufschneiden, den Draht um seine Schläfen. Die Zange muss ihm zurudern. Unter dem weiß rauschendem Busch im Wasser dauert das Sterben nicht lang. Das Wasser meint es gut, auch im Krieg. Nur, dieser verdirbt das Gesetz. Ich laufe drei viertel Stunden zu der Stelle von unserm Posten.

Mein Weg, den ich kontrolliere, sind 12 Kilometer Uferzeit. Ich beschütze meine Schweiz wie ein kleines Mädchen. Ich hab stechende Kopfschmerzen, als hätten meine Augen die Schmerzen aufgefangen, die sich dort entzünden. Den da rüttelt ein Husten, das ist sein erster Laut. Er hustet, Wasser stieg ihm in den Hals, ließ ihn husten. Je länger er dort liegt, je länger, wird jede Welle zum Bajonettstoß. Ein Vogel setzte sich auf seinen Kopf, ein Vogel und die Augustsonne. Er klappt die Augen nieder, klappt sie auf: ich bin noch da. Schon sieht er aus, sag ich meinem Vorgesetzten, ein drittes Mal, als läge er nackt und gelähmt im tiefen Schnee, im blauen Schnee der Kälte, im Schneerhein des Sommers, im Schnee des Flusses, im Schnee aus Stacheldraht. Er kann nichts ausrichten. Ich hab mein ganzes Leben an der Grenze verbracht, rein und raus. Und der steckt zwischen Leben und Tod, seiner

Grenze. Ich schau immer auf ihn, wie ein Hungernder auf ein Stück Brot. Schau weg, sagt mein Vorgesetzter. Der Mann ist klug, klug genug für diese Welt,

die mit anderen Zahlen die Gerechtigkeit berechnet, als ich sie kenne, oder der im Wasser. Der im Wasser schnappt mit seinem Mund einen treibenden Ast und lutscht ihn ab,

der im Draht, am dritten Tag. Ich will mein Brot nicht werfen, ich fütterte nur wieder Fische. Die Sonne glitzert auf dem Wasser. Der Rhein ist schön.

Er ist wie eine fliehende Wolke unter den Wolken. Augenblicke spiegeln sich. Der Fluss ist sein Vergessen, ein kaltes Bett, er steckt in einem wachen Schlaf. Ich hebe mein Glas ans Auge,

zum ersten Mal, das Gift der Nähe. Seine Augen sind rot, er ist so jung, wie ich dachte. Die Nase fast zu schmal für einen Mann. Augen: schwarz. Er zittert. Ja. Ich will ihm nie wieder nah sein. Ich seh zu, wie er mit dem Oberkörper zuckt, er will sich ausbrechen, oder untergehen. Wenn jetzt die Soldaten kommen. Das Wasser blutet. Er reißt am Draht und verschlimmert alles, zieht die Schlingen fester, die ihn halten, den alten Atem, den alten Arm. Das Wasser trinkt er zweimal, blutet, blutet, blutet.

Mir ist schwindlig, wie in Träumen. Ich überquerte den Hof in der kleinen Postenkaserne diesmal sprach ich nicht vor, bei ihm, dem Vorgesetzten, wagte nicht, an die Tür zu klopfen, gerne nicht. Warum immer an Türen klopfen, wenn man die Antwort kennt? Seine Schultern, der im Fluss, wo das Hemd zerriss, sind jetzt schwarzbraun wie Schinkenbraten, bedeckt mit Schlamm, den kleinen Erdspuren, und mit Gräsern, die im Wasser treiben und überkleben braune Flecken seiner Wangenhaut, braun wie ein Grab im Herbst; es zieht ihn ein, in dem es ihn langsam überwächst. Wahrscheinlich, wie ich, dachte er einmal, er würde in einem Bett sterben, von seinen Kindern und der Frau berührt, von Wangen, die mit Lieben zahlen, für einen Klang aus einem Leben, das schöne Lied, das andere mitgesungen. Ich dreh mich und pisse einen gelben Strahl an einen Baum. Die Deutschen sind pünktlich. Sie denken, ich will sie foppen, mit derselben Stelle, weil ich wieder die Stiefel schnüre, an derselben Stelle, gegenüber dem Schlehenbusch, und gehen rasch dem Schilf zu, weil sie dort etwas vermuten und steigen aus meinem Blick. Der verdammte Kahn, er hat in den letzten drei Tagen das Sprechen gelernt, vielleicht lag er zu still im Wasser. Das Gesicht fiel vorn über, und schleift auf dem Wasser, hebt sich nur im Wellenschlag, hebt sich und schaut mich an, als ob er ertrinken wollte, aber es nicht konnte. Erzählt sein Blick.

„He“, ruft der Kahn, „fass meine Ruder an, sie sind wie Frauenhände, wie Gürtel, die sich lösen im Fieber einer Leidenschaft. Fass mich an, ich bin leiser wie Rauch, gleite im Wasser wie Vögel steigen über den Fluss. Vergiss die Zeit, wie in einem Kuss. Ihn aus dem Busch zu ziehn, dem Draht, dem deutschen Ufer, in den Bauch des Schiffes. Die Dornen aufschneiden, die ihn binden, den Stacheldraht zerschneiden, die Leiden, und ihn blutend an andere Ufer bringen.“ Die Welt will ein Nein von mir. Das Boot ein Ja. Ich könnte es spannend erzählen, wie mein Herz schlug. Wozu? Der Stacheldraht verliert deshalb keinen einzigen Stachel. Ich folgte mir selbst in den Fluss. Ich schritt über einen trockenen Fluss, so verwandelt der Schrecken die Welt, die Augenblicke. Ich schau mir einfach nicht zu, ich fasse die Ruder wie Frauenhände,

geleite wie ein Vogel über den Fluss, so, als ob ich mich auf eine Wiese legte und einschlafen wollte, so, als ob ich schlief. Es war keine Jagd, wir sprachen kein Wort, seine Augen gefüllt mit Tränen, oder Wasser aus dem Rhein. Ich hatte das Boot losgebunden. Ich sollte es besser in der Nacht tun. Ich tat es am hellen Tag, und ich griff wie nach einem Kartoffelsack, nach einem Menschen, der im Wasser lag, einem scharlochroten Sack, einem blutenden Menschensack, mit Eisendraht festgebunden am Ufer. Ich zog mein Messer und schnitt am Draht, spannte den Draht über die Ruderstange und schlug die Haken mit dem Messer durch. Trennte sie durch, mit solcher Wucht, dass ich das Holz kerbte. Schnitt es aus seinem Fleisch, der nicht weinte, arbeite mich an ihn heran, durch den Draht, er wäre einfach abgesackt. Ich griff ins Wasser einen Arm tief, bekam ihn im Wegrutschen vor der Tiefe und bevor das Wasser ihn wegzog, am Haar zu fassen, 1943 Haar, und zog den Kopf nach oben, und, Angst macht Kraft, hob ihn ins Boot, das schwankte,

und nicht kippte, obwohl ich es ungeschickt tat, als wollte das Boot mir helfen, und ich ruderte ruhig zurück, als wäre ich nur zum Fischen hinaus. Und hätten Schüsse mich verfolgt, es war mir egal. Den da wollte ich, und er lag auf dem Rücken im Boot, die Beine, das eine rechts rum, das andere eingeschlagen, wie ein Bündel Fleisch, das sich selbst nicht mehr opfern kann. Ich landete den Kahn an derselben Stelle und zog ihn halb ins Land. Und den da schleifte ich, ich, den da, griff ihm unter die Arme und zog ihn über die Wiese, weg vom, weg vom Weg, und den Blicken, und schluckte Luft und brauchte einen halben Tag. Tja. Das ging schnell. Ich verlor meinen Platz in der Schweiz, in der Uniform. Das Vergehen war schwer, das andere Ufer hab ich berührt. Meine Familie aber rückte näher. Da ging ich ins Holz, das ging auch - viel schwerer. Den da wollte ich nie wieder sehen, hab aber alle gewarnt, wenn sie ihn nicht hier behalten - ich schreie, sagte ich, schickte jemand ihn zurück. Ich schreie den Namen von dem, der ihn zurückschickt, in die Welt. Den Namen mach ich fest, wie in Stacheldraht. Und die Schale neigte sich gegen die Deutschen, da taten sie es nicht. Da verlor ich die Stelle im Holz und wir zogen in die Stadt und alles begann für uns von vorn.

Wie weinende Kinder. Manche weinende Kinder können nur aufhören, wenn sie einschlafen. Das war mein letztes Bild von ihm, als ich ihn damals vor der Krankenanstalt ablegte. Ich fand eine Stelle und verkaufte Kleider für die Ärmere, in einem kleinen Kontor, unter einer Brücke für Fahrzeuge. Den Fluss vermissen ich. Die Schweiz ist größer, als man glaubt. Man kann da Heimweh haben und kommt nie wieder hinzu. Und der. 25 ist er nicht mehr, aber der Fluss am Schlehenbusch.

## II. NAVIGATOR MIT SICHTGERÄT

*Am 1. April 1944 wurde die Stadt Schaffhausen bombardiert.*

*Navigator und Bombardier mit Sichtgerät in einem amerikanischen Bomber, Schaffhausen, Schweiz.*

Navigator: Bin über den Steinen, den Steinen. Zeit der Häuser, Zeithäuser.

Keine Warntafel, seh die Welt wie aus einem Schiffsauge durch die Löcher in den Wolken, siedsilberne Farbe der Wolken. Es ist der 1. April 1944, es ist mein erster Flug. Wir folgen dem Leader, in V-Formation. Das ist Deutschland, sie malen sich rote Kreuze auf die Dächer. Ich bin noch nicht 20, mein Copilot sagt, die Gegenwart wird immer geringer. Wir fliegen in großer Höhe, Geschwindigkeit 200 Meilen. Alle

Städte sind sich ähnlich, Ludwigshafen liegt am Rhein. Der Rhein ist ein Fluss. Wir bombardieren ein Chemiewerk, sollen, in einem Liberator, die B-17 ist sicherer. Mein Copilot sagt,

wir brauchen keinen Geleitschutz, es gibt kaum noch Gegenwehr. Es ist jetzt ein anderer Krieg, die Grenzen verschieben sich. Ich schau hinaus, diese Unschuld einer Stadt am Morgen. Es ist am Morgen, wir haben England verlassen, den Kanal überquert, ein Keil in den Wolken. Dies könnte ein See sein, aber Ludwigshafen liegt nicht am See. Auf der Karte ist kein See eingezeichnet, diese blaue Schale in Nierenform hat keine Entsprechung auf der Karte. Ich blicke durch die Löcher in den Wolken, durch die Zeit, was mich in den Tod treibt. Ich hab nicht studiert, diese Geräte sind zu schwierig. Sie bilden uns rasch aus. Wir verstehen: die Luft hat keine Räder, wir können nicht bremsen. Finden wir Ludwigshafen nicht, bombardieren wir eine ähnliche Stadt, kleiner, am Rande des Ziels. Wir bombardieren nicht mit geschlossenen Augen, ich bin das Auge. Wir lassen keine Tannenbäume fliegen, in die Tiefe. Was verstehe ich vom Fliegen, die Planeten der Sonne umkreisen sie im selben Drehsinn,

in dem sie rotieren, wir sind die Planeten des Krieges. Die Stadt wird zur Sonne, wird glühen, ein Feuer der Quellen. Wir werfen diese Bomben tief in die Geschichte des Lebens. Es ist mein erster Flug, wir zerstören ihr Nervenzentrum. Die Deutschen sind von der Bewegung der Seele abgehängt, sagt unser Kaplan. Wir können daher nicht mehr sagen, wir töten Menschen, wir töten jeden. Jedes Haus ist ein Buchstabe, ich lese ein Buch, in dem die Seiten verbrennen. Ich sehe einen Fluss, der Pilot fragt, welche Seite. Es ist so, als ob ich mit einer Feder auf einer Landkarte Kreuze zeichne, blicke ich durch das Sichtgerät auf eine Stadt. Mein Auge zeichnet Friedhöfe voraus, ich könnte diese Steine wecken, mit Feuer. Die Häuser sind bald nur der Schatten eines Falters im Licht. Sie sehen uns nicht, die Gegenwehr ist gebrochen. Wir haben weniger Angst, die zukünftigen Kriege werden so werden wie jetzt. Wir haben keine Angst, die da unten werden nicht wissen, wann und was auf sie zukommt, die, ohne Angst vor Gegenwehr, blicken von größerer Höhe auf Menschen und Städte, und treffen, präzise wie wir. Es wird immer mehr ein Spiel, man sieht auf etwas hinab, ohne, dass man beteiligt ist. Im Visier zeigt sich eine Stadt. Ich darf mir nicht vorstellen, dort unten,

das Leben wie ein Tischtuch glatt gezogen. Eine Marktfrau mit rundem Gesicht schaut, vielleicht, schaut in die Wolken, ein klarer Tag. Sie wird ihre Stände ohne Schirm aufbauen. Ein Kind rollt mit einem roten Ball in der Farbe des Feuers, oder weiß, wie ungelöschter Kalk.

Ein Brautkleid vor der Kirche. Ein Mann am Bahnhof, am Fahrkartenschalter, so etwas, ärgert sich über den Preis und weiß nicht, welche Reise er antreten muss. Ich könnte mich verlieben. Diese Stadt ist ein riesiger Eiswürfel, der in meinem Auge schmilzt. Ich werde diesen Gedanken verlangsamen. Nur unsere eigenen Gedanken könnten uns noch aufhalten. B-24 Liberator, 4 Motoren. Ich sehe einen Wald brennen. Die Staffel vor uns hat einen Wald bombardiert, wir aber werden unsere Bomben nicht auf Bäume werfen. 10 Besatzungsmitglieder sind keine Verschwender. Jedes Flugzeug mit Hass ausgerüstet. Wir folgen dem Leader, wir sollten Ludwigshafen 9.57 erreichen, jetzt ist 10.47. Die Stadt ist vor uns davongelaufen,

macht einer einen Witz. Der Gunner ist noch jünger als ich, der Waist Gunner ist der Jüngste. Er betet im größten Lärm. Ich liebe diesen Tag, wir sind unangreifbar groß und sie fürchten uns. Die Verteidigung lässt nach, kein Flakrauch. Friedliches Warten, als wäre kein Krieg. Nur der Wind ist auf ihrer Seite, der Wind hat uns vom Kurs abgetrieben.

Ich höre unaufhörlich das Fragen, wo wir seien. Sichtbombardierung, ich erinnere mich, über den Kanal, niedere Höhe, die Küste Frankreichs. Wir passieren die Küste, vielleicht zu weit südlich, Koppelnavigation, Dauer des Fluges multipliziert mit der Geschwindigkeit. Der Radar reflektiert das gegnerische Objekt. Ich weiß, dass ich mich fürchte vor meiner Unwissenheit. Überall in den Visieren der Bombardiers tauchen heute Städte auf in den Löchern der Wolken, und wie viele sind unwissend wie ich. In den zukünftigen Kriegen wird es noch leichter, sich zu irren, denn die Entfernung nimmt zu, zwischen uns und denen. Denen im Flugzeug und dem am Fahrkartenschalter. Gemäß dem Radar taucht eine Stadt auf, wo sie nicht hätte sein sollen. Alle Lehrbücher verbrennen in meinem Kopf, ich bin wie betrunken vor Angst. Ist es Absicht, dass sie mich hier diese Entscheidung treffen lassen? Da ist der Rhein, sind wir auf der richtigen Seite, besser, wir bombardieren irgendeine Stadt. Ich werde etwas gefragt. Wir werden die Bomben auslösen. Ja, sag ich, es ist eine Stadt. 40 Sekunden dauert es nur. Ich sehe, sah Geleise, einen Bahnhof, großflächige Dächer, wieder mit roten Kreuzen. Ich weiß nicht, warum sie das tun.

40 Sekunden, 40 Kreuze. Es ist vorbei. Ich zähle auf 40. 2 Tonnen zählen auf 40. 1 - 2 - 3 bis 40.

### III. DER BRIEF AN MEINE MUTTER

Anton: Der Brief an meine Mutter, schreib ich auf der Grenze. Sie wird sich freuen, muss sich freuen, ich wünsche ihr ein glückliches Leben und Gesundheit, und es tut mir leid, wir hätten etwas Zeit zusammen schön verdient gehabt. Aber mein Vater ist, die sagen Zigeuner, und meine Mutter ist, die sagen Schweizerin, Hat ihn im Schwarzwald kennen gelernt, meinen Vater. Das ist unwichtig jetzt, ich schreibe, schrieb diesen Brief. Was ich in einer Sekunde denken kann, schrieb ich, was ich in einer Sekunde denken kann, schreibe ich. Denn ein Mann steht hinter mir, mehr Zeit bleibt nicht, schießt mir gleich in den Kopf. Der ist so mit irren Augen auf mich, in seinem Blick gestorben bin ich lange schon, und alle, die mich jagten, auch, seit dem ich aus dem Lager floh. Volkssturm jagt, die Amerikaner kommen, da wird das Morden hier enden, und die, die in meinem Nacken stehen, und lachend zusehen, wie der Kerl mir in den Kopf schießt, ein halbes Dorf, die sind so gierig auf meinen Zigeuner-Tod.

Denn das Morden wird enden, die Amerikaner kommen, also nutzen sie es aus und quälen mich auch dafür. Die Amerikaner kommen, treten mich, ich hab Blut im Mund, hatte Stiefel im Bauch, kotze meine Angst, sie erschießen mich. Einfach so. Und jetzt, da sich sein Finger krümmt über dem Abzug, kann ich in dieser Sekunde, -

welches Geschenk - oh, Gott, danke,  
alles noch einmal denken, was ich so erlebt hab, vor dem Sterben. Mein Tod war lange schon beschlossen, lang, weil mein Vater ein Sinti ist und meine Mutter Schweizerin und weil das nicht zusammen geht. Ich bin ein guter Läufer, ein guter Schwimmer, fleißig, ein Mechaniker, mein Meister, mein Meister, fragt ihn sofort, er wird sagen, jawohl, den behalt ich, aber jetzt kann er es nicht mehr sagen, denn sie erschießen mich. Sie waren sehr böse darum, als ich bat, meiner Mutter einen Brief zu schreiben, ein paar Zeilen, weil ich sie doch so liebe. Das sind Gefühle, die gehören sich nicht in so einen Tag, die muss man beiseiteschieben. Also schlugen sie, also heftiger,

aber ich bat weiter. Aber mein Gott ist mir gnädig, man ließ mich einen kleinen Brief schreiben. Natürlich knapp und kontrolliert. Und alle lachten, eine Menge Leute lachten, weil sie gern zuschauen im Schwarzwald beim Töten und weil alles so kalt von Anfang an war, wie ich mein Grab also schaufle. Sie zwingen mich dazu, geben mir den Spaten in die Hand, und Schläge ins Kreuz. Das ist eine schwere Arbeit, mit jedem Spatenstich hebt man einen Monat seiner Zeit aus. Mich gräbt die Zeit nicht mehr, ich grab sie, die Zeit, die mir genommen wird, die heb ich aus. 200 Spatenstiche, 200 Monate. Man stirbt also zweimal, man gräbt seine Zeit und stirbt, weil keine Zeit übrig bleibt, und wird erschossen, von dem, der hinter mir steht, der sich aufregt, weil ich einen Brief schreibe, schrieb, an meine liebe Mutter. Ich trage ein wenig selber Schuld. Ich schaufle und weiß, dass alles so gekommen ist, weil ich mich weigerte, mich sterilisieren zu lassen. Ja. Sie wollten mir die Kinder ab. Das Zigeunerblut, das meinige, das sollte sich nicht vermehren und in meinem Falle, verschärfend vermischen. In meinem Falle, war es durch Vaterseite bewiesen,

eine Neigung, zu nicht-zigeunerischen Frauen, die Schweizerin mit der schönen Stimme, die meine Mutter wurde. Und meine Schuld war, als ich von dem geplanten Schnitt erfuhr, der mich durchschneiden sollte, und meine Zukunft mit Kindern, mein kleines Menschenleben, ich bin ja nicht alt, ich bin ja nicht alt. Ich weine jetzt. Sterben, wenn einer seine Zeit selbst aufgehoben hat, ausgehoben hat, Sterben, ist es ein Schuh aus Blei? Ich bleib plötzlich auf der Stelle stehen, während alles sich fortbewegt, nicht ich nehme Abschied, ihr alle geht von mir, ich bleibe auf der Stelle. Ihr Schlehen, ihr Tannen, ihr satten Weiden, du sonnenläufiger Tag, du blauer Himmel, du Harzgeruch, du Brief, du mein Bild. Ich war im Tod, ich warte ja. Der Finger krümmt sich, und ich sehe meine Flut, und stoße, stieß einen Schrei aus, der dieses Grab füllt mit dem Schrei der Zeit. Ich floh von Waldshut fort, südlicher oder nördlicher und suchte eine gute Stelle, und ich durchschwamm den Fluss. Ich bin 100 Kilometer gelaufen, für eine gute Stelle. Gott hat meine Schritte gezählt, gezählt die Benommenheit, meine Eile bei der Flucht, und die kurzen Atemstöße,

und ohne Brot, und nur weil ich doch einmal ein Vater werden möchte, ein halbzeigeunerischer Vater. Und ich hätte mich bei meinen Kindern auch dafür entschuldigt, und bei meiner lieben Frau und bei meiner Mutter, und bei der Sonne, und dem Harzgeruch, aber ich hab Lippen, meine Kinder zu küssen, Hände, sie zu schützen, nur vor meinem Grab nicht, das kann niemand. Hätte ich Worte, diese Welt in Namen aufzuhellen, ich würde die Namen meiner Kinder nennen, die ich mir wünsche. Ich bin ein trauriger Tänzer, statt Kinder umarm ich einen Spaten, und alle sagen, die um mich stehen, ich mache mit meinen Worten zu viele Umstände. Ich bin

halt so, das ist die Mischung. Und ich dachte, das Reden und Träumen ist das Schweizerische, von Mutterseite einer Schweizerin, die im Schwarzwald durch die Ehe festgehalten im besten Leben. Was sollte ich bitten, ach, der hinter mir schießt mir in den Kopf. Das alles ist wahr, ich bin der Müdigkeitsschwere, der 100 Kilometer lief,

halb betäubt vor Erschöpfung, im schwarzen Rausch der Ohnmacht, schwamm durch den Fluss, den Rhein, ins Schweizerische, 1944, und ich bin fast ertrunken, aber Gott hob mir den Kopf hoch über die Wellen, wusste nicht, wie ich dort am andern Ufer angekommen, und küsste die Erde, das Gras, ich warf Gras in die schweizer Luft und ich sang, ich werde nicht zerschnitten, zersprungen, bin ich nicht unter ihren Messern. Ja. Ich küsste die Birke, ihre weiße Schale und das grüne Blatt einer Weide. Mir war die Schweiz so nah, wie der Brief an meine Mutter, wie meiner Mutter Abschied. Da lief ich zu den Uniformen, den schweizerischen, und dort den Behörden stellte ich mich vor, als ein glücklich Geretteter. Es war die erste Verhandlung dann dort, im Schweizerischen. Die zweite Verhandlung ist diese hier, vor meinem Grab, die Verhandlung über mein Verbleiben auf der Schweizer Seite. Des Unglücks Entscheidung, du fühlst dich als kaltes Fleisch, das alles beendet, beendet alles, in diesem Krieg, als Zigeuner. Der Mond hat ein Angesicht, die Schweiz nicht. Was soll ich sagen, als sie mich zurückschickten, war ich schon tot. Ich sage zu viel.

Es war 44, es war kalt, es war klar, was mir geschehen wird, wenn sie mich in dieser Stadt, in diesem Land, in diesem Tor, in dieser Tür, in diesem Haus der Schweiz, nicht behalten, halten, so wie Gott über den Rhein. Ich hätte von den Eicheln im Wald gelebt vom Wasser, das die Kühe nicht wollen. Und vielleicht eine alte Frau, die meiner Mutter ähnlich ist, und dieses Mitleid schenkte mir ein Stück Brot, wenn nicht mir, dem Menschen, Mitleid, dann dem Landsmann, dem halben, aber die andere Hälfte, die zigeunerische, hebt alles auf. Da sagt das Amt der Schweiz mir ins Gesicht, so wie in den Wind hinein, so kalt, als ob es im Winter rieselt, kluge Leute reden leise, zurück, sagt das Wort. Wir bringen dich wieder rüber, wie ein Gebet, werfe ich mich zu Boden, bete zum Gott des Mitleids, aber, so wie man einen Kirschstern ausspuckt, aus dem kreuzroten Mund ihrer Fahne werd ich ausgespuckt, über eine Brücke, über den Rhein. Leide, schreie, fasse mir ins Gesicht, bitte, auch um meine Kinder, die ich einmal haben möchte, und ich sage, ich esse nicht eure Eicheln im Wald, trinke nicht das Wasser,

das die Kühe nicht wollen, ich sperr meinen Mund auf, wenn es regnet und ich esse mein Haar. Was nehm ich euch, nur weil ich lebe, da lehnen sie mich ab. Sprache wird knapp, die ganze Schweiz wie eingerissen, alle Hände wie verbrannt, sie berühren mich nicht. Ich rufe Gott an als Zeugen, sage, sagt es ihm, was mit mir ist, dieses Wort, ich muss fort, sterilisieren. Sie haben Frauen von uns mit ungelöschtem Kalk sterilisiert, Männer mit dem Messer. Und die im Amt sagen, das wissen wir, und ich sage: sie bringen Zigeuner in den Lagern um. Ich hab es gesehen, mit diesen Augen. Ich zeig mit meinen Fingern hinein, das macht sie stumm, aber mich nicht einzig, und die im Amt sagen gar nichts. Ich sage, sie bringen mich um, und die im Amt sagen gar nichts, und ich sage meine Mutter ist Schweizerin. Ich habe den Fluss durchquert und bin 100 Kilometer geflohen entlang des Flusses, bevor ich ihn durchschwamm.

Gott hat mir geholfen, aber Gott ist kein großes Wort in der Sache die Schweiz gegen einen Zigeuner. Gott ist kein großes Wort gegen einen Zigeuner. Es gibt Momente, besonders in der letzten Sekunde, da bist du weiß vor Angst. Es ist so klar, was geschieht, aber weil es doch gar keinen Sinn macht, gar keinen, da ist die Hoffnung, es sei nicht wahr, der Traum eines andern. Eine Wahrsagerin hat mir dieses Ende vorgezeigt und ich dachte, was soll ich mit dieser Wahrheit, wenn es doch nichts Gutes ist, es nichts taugt, das Wahre. Ich bin nicht ich, das wäre eine Chance. Die Schweizer werden mich den Deutschen ausliefern ich kann nicht um mein Leben anders bitten, als bitte sagen. Bitte ist kein Wort, sie hören es nicht. Ich hab kein Geld, kein Leben, nichts das zählt, wenn ein Mensch im Schwarzwald mich auszählt, der Volkssturm biederer Leute, die sich nachher im Gasthaus versammeln, wie zu einer Liedertafel, bei guten Tönen beisammen nach dem Töten, und dunklem Bier, so dunkel, wie der Rhein, den ich durchschwamm. Wenn ich von ihnen aufgegriffen

verurteilt und hingerichtet bin, ausgewiesen aus der Schweiz, ist alles eins, zusammengeballt wie kalter Schnee in einer Faust. In dieser Sekunde des Schnees, war ich schon, hebe mit dem Spaten meine Zeit, weil er nichts bedeute als Mensch. Vielleicht ist der Mensch nur ein Gebet. Bin einer, der sein Grab aushob, im Schwarzwald, und den Lauf der Pistole fühlte in seinem Nacken, auf dessen Kopf gezielt wird. Das geht alles zu Ende. Wenn das also die Wahrheit meines Lebens ist, dann will ich den Brief meiner Mutter, an meine Mutter, noch einmal vorlesen. Jetzt da ich hier, allein, hier liege, dem Sterbebett der Tiere am Waldrand, in diesem Grab mit dem zerschossenen Kopf, dem Blut, den Leuten, die mich fröhlich zuschaukeln. Ich will es nur sagen, es wird denen, die mich zuschaukeln und erschießen, nicht viel geschehen. Die Justiz nach dem Kriege, streut sich das Salz der Tränen, die ich weine, in die Augen, und sieht mich nicht mehr.

Sie urteilen so absichtlich blind, über diese, die mich töteten, lassen den, der mich erschoss, nach kurzen Monaten Haft, als hätte er nur zu lang geschlafen und die andern wären ihm nur ein Stück voraus, ins Leben zurück. Einmal kam er und pisste auf mein Grab, und lachte sich krumm, weil ich einen Brief schrieb, der wie ich, nicht ins Grab fiel. Ich hab schwarzes Haar, eine hohe Stirn und dunkle Augen. Im Norden des Schwarzwaldes nach der Lagerflucht, dorthin ausgeliefert von der Schweiz, kurz vor Kriegsende erschossen am Karsamstag. Mein Gott, der Herr Jesus, er hätte auch den Fluss umsonst durchschwommen. Das Kreuz ruft die seinen, die Nägel kennen ihre Hand, und der Hammer, wie ein Hund, bellt mit Blut, und folgt mir in die Stunde. Und alle Lanzen sind Zungen, die schweigen. So beten die Zigeuner. Ich kann Lastwagenfahren, aber diesem Tod fährst du nicht davon. Liebe Mutter, ich will den letzten Wunsch mitteilen.

Ich werde nicht mehr sehen, und wünsche gute Gesundheit und langes Leben, gute Nacht, Anton.

#### IV. GRENZÜBERSCHREITUNG

*Ein alter Mann auf der Bühne liest laut ein E-Mail. Dann beginnt er aus der Erinnerung mit sich selbst zu reden.*

Alter Mann: Lieber Willi, könntest Du mir, nur kurz, eine halbe Seite der Ereignisse, der Grenzüberschreitung - so wird das Stück lauten - zusenden? Die Straßen, die Ihr in Singen durchlaufen. Wo hat man sich getroffen, wo die Grenze überschritten, wo sich versammelt? Wie hieß der Wald? An wen hast Du gedacht, wie ging es Deinen Eltern? Waren Lehrer dabei, der Pfarrer? Welche Bäume sind noch in Erinnerung? Wer hat Euch bewacht? Männer, Frauen - wer führte Euch? Wer schickte Euch zurück? Das wäre so nett. Liebe Grüße! Gerd

P.S.: Bei Kriegsende hat die Schweiz die Grenzen aufgemacht. Ich meine diese Flucht. Die Flucht der Stadt Singen in die Schweiz.

Schüppelwald. Da ist es alles. Es ist schwarz. Meine Mutter lächelt. Ich sitze an diesen Baum gelehnt und werde ein Leben mich nicht erheben. Ich träume einen Schluck Schokolade, und dieser Traum endet nie, so stark ist er. Die Straße brennt nicht, so klar ist es jetzt, der Rauch ist aus.

Denn wir sind so, wie das Vieh gegen das Gatter gedrängt, durch dieses Loch im Zaun geschlüpft, über die Grenze, still gerufen, auch von der Furcht, aus Singen, in die Schweiz. Jetzt wird auch hier die Schweizer Erde zur Erde des Krieges, denn wir tränken sie mit den Tränen der Scham. Wir liefen, 2000 Füße aus Singen, vor den Franzosen davon. Meine Mutter lächelt mich an, lächelte für uns. Mein Lächeln. Ich setze mich nieder in diesen Baum, im Grenzwald, und bekomme von dem Schweizer Soldaten eine Tasse Schokolade. Kakao. Und es ist braun und schmeckt wie Honig mit einer leichten, bitteren Süße. Es ist warm und ich möchte diese Tasse nie wieder loslassen aus meinen beiden Händen. Ich habe zuvor nie Kakao getrunken. Es schmeckt, wie ein Schmerz, der vorbei ist. Ich trinke einen Schluck, und ich denke an gar nichts. Das ist der Schmerz, der vorbei ist. Und ich dachte, wenn die Franzosen kommen und uns töten. Blut ist kalt, ist braun wie dieser Schluck in keinem Mund, in keinem Mund. Wir sind geflohen aus Singen. Als die Franzosen anrücken, will die SS die Stadt verteidigen. Die Fenster schrien: flieh.

Die Straßen rufen es. Wir sprühen aus Häusern, wie Wasser aus Gießkannen. Aus jeder Straße fliehen Menschen dort hinweg. Gegen Süden. Wir laufen zunächst ohne Plan. Es bildet sich ein Schwarm. Wir reichen unser Blut voraus, denken uns der Grenze zu, wir gehen ziellos auf ein Ziel. Nach Süden. Durch Singen, durch Rielasingen. Die Schritte auf dem Feldweg stoßen auf die Grenze, wie Wasser in einem Becken. unser Atem ist wie der Wellenschlag. Über den Zaun atmen wir. Und sind so, wie ein Fluss, gestaut an seiner Grenze. Brechen nach Norden weiter, ziehen entlang der Grenze, parallel zur Grenze, unser Weg. Wir wissen nicht, ob es endet. Das ist die längste Frage, die ich je erlebt hab. Sind es Stunden, Minuten? - und endlich, nördlich der Grenzstation, stehen Schweizer Posten als Antwort, ist in den hohen Grenz-Zaun schon ein Loch geschnitten, so breit wie ein Gatter, zu dem Wäldchen, dem Schweizer Wäldchen, damit sich eine Stadt im Wald versteckt. Singen im Schüppelwald. Die Menschen flüstern und das Flüstern flüstert:

Die SS hat an der Alu den Singener Bürgermeister Bäder gehenkt, weil der auch nicht die Stadt verteidigen wollte. Das Flüstern flüstert: uns kriegen sie nicht.

Wenn ein Krieg beginnt oder aufhört, hört man viele dasselbe sagen. Flucht ist ein ehrlicher Gedanke, das sagen sie jetzt, am Ziel.

Sie sagen es leise, zu den Bäumen: die Stadt will die Stadt nicht verteidigen. Meine Mutter nimmt meine Hand, jetzt und sie sagt: sitz da, jetzt und schließ nicht die

Augen. In Singen liefen wir los. Das Erinnern ist wie Rauch von einem Feuer, in dem man seine alten Sachen verbrennt. Wir liefen, mit Rädern, Rucksäcken, durch die Südstadt, bis nach Ramsen. Nach Süden. Eine Kolonne bildet sich ohne Befehl am Rande der Stadt. Von niemanden geführt, folgt jeder jedem. Sind es die Rufe aus der Luft, die uns rufen, die Toten? Kann Furcht rufen? Das Atmen rufen, die Ahnung? Trommelherzen rufen uns herbei, rufen: flieht aus der Stadt!

Das hört sich nicht an, als seien nur Kinder beim Lügen ertappt. Jetzt sind es Falten im Gesicht einer Stadt. Die Stadt blickt in den Himmel. Die SS oder die Franzosen, oder die Erinnerung, etwas wird kommen, die Marokkaner bei den Franzosen, sagen die Türen. Wir fliehen im Gleichschritt, dem letzten Gleichschritt in diesem Krieg, dem Gleichschritt der Flucht. Wir gehen zugleich in das Gleiche, im Takt der Flucht, einer hinter dem andern, ein Schwarm, ein Singener Schwarm. Und fast höflich bittet uns ein Schweizer endlich, durch das Loch im Grenzzaun hinüber, so freundlich wie ein Kellner in einem Lokal. Und wir lassen uns nieder. Und jemand reicht mir eine Tasse, uns Kindern zuerst. Erst später werde ich begreifen: das Banale ist immer das Wahre. Mutter hat eine Tasse, ich trinke, nachdem sie getrunken. Ich warte, bis sie mir zunickt. Sie würde meinen Kopf jetzt streicheln, aber zu müde, die Hand zu heben, lächelt sie matt wie ein Herbstblatt. Wir sind nicht tot.

Wir trinken Kakao. Meine erste Tasse. Jemand flüstert: der Krieg sei vorbei. So süß ist dieser Schluck. Ich bin klein und weiß nicht, wie Kriege vorbei gehen. Sie gehen an uns vorbei, nur wohin? Wir rufen ihn nicht zurück. Wir lassen ihn vorbeigehen. Wenn er uns nicht ruft, dann dürfen wir hier sitzen bleiben. Und Kakao trinken. Jemand sagt, dass Schweizer für uns die Grenzen öffnen, uns in dieses Wäldchen führen. Warum tun sie das? Wir hätten das nicht getan, nicht erwartet. Ich schon. Ich hab erwartet, dass die Engel uns holen. Engel sprechen aus dieser Tasse, sie haben Worte aus Kakao und süße Zungen, und ihre Lieder sind schließende Augen, und Mutter weint, weil dieser Mann weint, der einmal Lehrer war. Engel weinen, ein Schweizer Soldat fragt: „Guet?“ und ich verrate es ihm nicht. Er wird mir die Tasse vielleicht... Es ist so leicht. Kakao ist wie süße Luft, wie die Stimmen der Tränen, wenn die Sonne erwacht,

wenn alles vorbei geht, und nur wir zurückbleiben. Wie süße Luft, wenn einer ertrinkt im Wasser, wenn er dann sinkt im Wasser.

Im Wasser nicht schwimmen kann, so wie ich, und plötzlich reicht ihm unter Wasser schon auf dem zeitlosen Grund, ein Engel eine heiße Tasse. Und aus dieser schlürft er süße Luft, sitzt in einem Grenzwäldchen auf der Schweizer Seite des Ertrinkens. Zu atmen neu wird ihm erlaubt. Süße Luft, weil der Krieg vorbei ging. In welche Richtung? Und meine Mutter weint. Jemand sagt, und Kriege beginnen und enden im Herbst und Frühling. Und wir sitzen unter dem Dach der Blätter, die davon nichts wissen, und warten, weil Kakao wie ein ewiger Sommer ist, wenn die Bäume beten. Da müsste mein Freund sitzen, an diesem freien Baum. Aber er ist nicht hier, ich werde ihm nie von diesem Kakao erzählen. Er würde sonst weinen, wenn er noch lebt.

*der Alte schreibt zurück und liest laut:*

Lieber Gerd, Ich hab alles vergessen. Der Wald hieß Schüppelwald. Oder Schüttelwald. Bis bald. Dein Willi

